


Nr. 37. Posen, den 16. September. 1894.

# Eine Lüge

Von Ch. Odeck.



Frau Kommerzienrath Streumüller saß, mit einer Stickerei beschäftigt, auf dem Sopha des Familienzimmers, während ihre einzige Tochter, Fräulein Eugenie, nachlässig mit den Händen über die Tasten des Klaviers strich. Die junge Dame hatte sich offenbar an das Instrument gesetzt, weil sie nicht wußte, was sie mit dem späten Vormittag sonst anfangen sollte; denn sie zeigte nicht die geringste Lust, zu spielen, versuchte verschiedene Melodien, um sie in der Mitte der ersten Strophe abzubrechen, und sprach dazwischen mit ihrer Mutter.

„Ja, Mama, ich liebe Arnold nun doch einmal", rief Eugenie lebhaft aus und begleitete diese Versicherung mit einem kräftigen Anschlag der Tasten.

„Mein Gott," erwiderte die Kommerzienräthin ruhig, daß Du ihn liebst, ist doch noch kein Grund, ihn zu heirathen."

„So?" sagte Eugenie, indem sie sich auf dem Klaviersessel halb zu ihrer Mutter umwandte; „aber daß ich Herrn von Helmbach nicht liebe, ist doch hoffentlich ebensowenig ein Grund, den Herrn zu heirathen?"

„Liebe Eugenie", erklärte die Frau Kommerzienräthin, „Du lebst noch nicht lange genug in Gesellschaft, um Deine Pensions-Weltanschauung verlernt zu haben. Ich weiß es wohl, im Pensionat bildet ihr Euch ein, daß Ihr mit keinem Manne glücklich werden könntet, als mit dem, der Euch zuerst gefällt. Im Leben gestaltet sich Alles anders; was Ihr erste und einzige Liebe nennt, ist am Ende ein mehr oder weniger flüchtiger Eindruck, der sich verwischt, ohne daß das Herz darüber bricht."

„Ein flüchtiger Eindruck! Wie Du nur so reden kannst, Mutter. Du weißt doch, daß Arnold Monate lang meinetwegen in unser Haus gekommen ist und daß wir schon fast vor der öffentlichen Verlobung standen."

„Fast! Das hat sich nun aber geändert, und wenn Herr Braunkopf, den Du durchaus nicht bei seinem Vornamen zu nennen brauchst, noch ein paar Wochen lang nicht mehr zu uns kommt, wie es nach den deutlichen Aeußerungen Deines Vaters zu ihm wohl anzunehmen ist, so wirst Du ihn bald vergessen."

„O nein, Mama, das kann ich Dir mit Bestimmtheit sagen, ich werde ihn nicht vergessen. Ich werde ihn nicht nur nicht vergessen, sondern ich werde auch nie aufhören, ihn zu lieben. Und ehe ich Herrn v. Helmbach zum Gatten nehme, könnt Ihr lange warten."

„Eugenie, welche Redensarten! Du wirst nicht vergessen, was Du Deinen Eltern schuldig bist."

„Nein, Mama, ich weiß, was ich Euch schuldig bin. Aber auf Kommando zu lieben und zu heirathen, ist man Eltern nicht schuldig."

„Herr Braunkopf ist kein Mann für Dich."

„Ja wohl, das sagst Du und das sagt Papa immer, als ob damit das letzte Wort gesprochen und der Schlußpunkt hinter die Geschichte gesetzt wäre. Warum ist Arnold kein Mann für mich? Er schien Euch doch ein ganz annehmbarer Schwiegersohn zu sein, ehe dieser Herr v. Helmbach so gnädig war, sein Monocle auf meine unbedeutende Persönlichkeit zu richten."

„Das ist begreiflich. Es ist unsere Pflicht, Eugenie, für Deine Zukunft so gut zu sorgen, als wir vermögen. Dieser Herr Braunkopf mag ein ganz ehrenwerther Mann sein und persönlich habe ich gegen ihn eben so wenig wie Dein Vater etwas einzuwenden, aber seine Lebensstellung ist mit der des Herrn v. Helmbach nicht zu vergleichen. Braunkopf ist ein — "

„Ein sehr gut situirter Kaufmann, Mama!"

„Nun ja, ein Kaufmann. Und Herr v. Helmbach ist ein in den ersten Kreisen der Residenz eingeführter Mann von glänzendem Namen, im Beginn einer vielversprechenden Laufbahn; Du trittst als seine Gattin sogleich in den Kreis der ersten Familien; hundert andere junge Mädchen würden sich glücklich schätzen bei der Aussicht, Frau v. Helmbach zu werden."

„Nun so will ich diesen andern hundert Mädchen diese beglückende Aussicht nicht nehmen und mich mit der bescheideneren aber zufriedeneren Stellung als bürgerliche Kaufmannsfrau begnügen. Wen ich nicht liebe und wer mich nicht liebt, Mama, dessen Frau will ich auch nicht werden."

„Helmbach liebt Dich, Eugenie, sonst würde er nicht so ausdauernd um Dich werben, die ihn wahrhaftig bis jetzt wenig ermuthigt hat."

„Nein, Mama, Helmbach liebt mich nicht, sondern nur Papas Geld; er ist verschuldet und hofft durch eine reiche Heirath seine Verhältnisse ordnen, seine kostspieligen Neigungen fortsetzen zu können. Glaube nur, Mama, daß ein Mädchen für die Absichten der Herren, die sich ihr nähern, ein scharfes Auge hat; ich weiß Herrn v. Helmbach und weiß Arnold beide nach ihrem wirklichen Werthe zu schätzen und niemals wird mein Herz anders sprechen, als in dieser Stunde; niemals aber wird auch meine Junge anders reden, als mein Herz, am wenigsten vor dem Altar, und Herr v. Helmbach soll sich seine Braut suchen, wo er Lust hat; hier ist er auf dem falschen Wege. Das kannst Du ihm bei der ersten Gelegenheit sagen, und wenn er es von Dir nicht glauben will, kann ers auch von mir hören."

„Eugenie, ich bitte Dich, gewöhne Dir diesen vulgären Ton ab; er beleidigt meine Ohren. Ich begreife nicht, woher Du diese kecke, vorlaute Sprache hast; in der Pension hast Du sie doch nicht gelernt."

„Nein, Mama, darauf hin kannst Du Deine Hand ins Feuer legen. In der Pension haben sie das Menschenmögliche versucht, um auch mich zu der wohlgesetzten, auf Stelzen einherschreitenden, furchtbar gebildeten Redeweise heranzuziehen, auf welche die bebrillten alten Jungfern selbst so stolz waren. Aber Glück haben sie weiß Gott nicht gehabt, und wenn sie jeden Tag ein halbes Dutzend Mal die Hände über dem gelehrten Haupte zusammenschlugen; ich blieb die Vorlauteste im ganzen Pensionat."

„Ein schöner Vorzug!"

„Nun freilich, es mag unrecht gewesen sein, daß ich mir nicht mehr Mühe gab, die lose Junge zu bändigen. Habe dafür auch manchen bösen Blick und manch herbes Wort hören müssen. Aber es kann eben Niemand aus seiner Haut heraus, und ich habe mich in der meinen immer recht wohl befunden."

Der Eintritt des Kommierzienraths schnitt der Frau Streumüller die Antwort auf die Rede der Tochter ab.

„Nun, Adolf", wandte die Räthin sich an ihren Gatten, „ist Dein Kopfschmerz auf dem Spaziergange vergangen?"

„Nein."

„Drinnen liegen Briefe für Dich."

„So."

„Bist Du auf Deinem Spaziergange Bekannten begegnet?"

„Nein."

„Du bist heute ganz besonders liebenswürdig, Adolf."

„Wie man es eben ist, wenn man Kopfschmerzen hat. Nimm mirs nicht übel, liebe Fanny, daß ich nicht gut gestimmt bin. Bitte, gieb mir doch ein Glas Wasser; ich habe ein Brennen in der Kehle, als ob ich Staub geschluckt hätte."

„Soll ich nicht nach dem Doktor Drambach schicken?"

„Ach, was fällt Dir ein! Man wird doch noch ein bischen Kopfschmerz haben dürfen, ohne gleich dem Arzt überliefert zu werden. Ich sagte Dir ja, es war gestern etwas heiß in der Herrengesellschaft bei Steinmetz und ich habe ein paar schwere Zigarren rauchen müssen, an die ich, wie Du weißt, nicht gewöhnt bin."

„Wohl auch ein Glas mehr getrunken, als Dir gut ist."

„Aber Fanny, ich versichere Dich — "

„Nun, laß es gut sein. Als Du heute Nacht nach Hause kamst, tratest Du etwas geräuschvoll auf und Dein Kopfschmerz — "

„Unsinn, sage ich Dir. Du weißt, wie mächtig ich bin."

„Jawohl, wenn ich dabei bin. Aber bei einer solchen Herrengesellschaft könnt ihr Männer euren Leidenschaften die Zügel schießen lassen. Eugenie, was spielst Du da?"

Eugenie ließ die Finger auf den Tasten des Klaviers ruhen. „Heimliche Liebe, Mama."

„Das ist doch nichts für Kinder. Spiele etwas Passenderes."

„Vielleicht die Beefsteak-Polka, Mama?"

„Eugenie, Du bist heute sehr ungezogen. Wirst Du nie aufhören, ein wildes Mädchen zu sein?"

„Doch Mama, wenn aus dem Mädchen erst eine Frau geworden ist — Arnolds Frau."

„Eugenie, ich werde ernstlich böse!"

„Jawohl, Eugenie, Mutter hat ganz recht; Du sollst nicht an Herrn Braunkopf denken. Der Herr Braunkopf ist ein ganz unsolider Mensch, der —"

„Das ist nicht wahr, Papa."

„Jawohl, es ist wahr. Ein Mensch, der die Nacht hindurch bei Dressel Sect kneipt, wie ich selbst gesehen — ich wollte sagen gehört habe.

„Adolf, Du sagtest, wie ich selbst gesehen" —

„Gehört, wollte ich sagen. Man kann sich doch versprechen. Wie ich selbst gesehen sagte nämlich der, welcher es mir erzählt hat, ein durchaus vertrauenswerther hochanständiger Mann. Wie sollte ich es denn gesehen haben? Ich komme ja nicht aus dem Hause heraus und kenne seit einem Jahre alle Weinstuben nur von außen."

„Sehr zu Deinem Besten, lieber Adolf. Du weißt, daß Dir der Arzt das viele Weintrinken verboten hat."

„Natürlich, die Aerzte gehen ja förmlich darauf aus, stets gerade das zu verbieten, was uns am besten schmeckt. Was man nicht zu essen und zu trinken liebt, das verbieten sie niemals."

„Sehr weise bemerkt, mein Herr Gemahl. Dir bekommt es aber sehr wohl, daß Du, wie Du bemerkst, die Weinstuben nur von außen kennst. Eugenie, was ist das nun wieder, was Du spielst?"

„Das Trinklied aus Girofle-Girofla, Mama."

„Du könntest wohl etwas anderes spielen."

„Aber es ist Arnolds Lieblingsnummer, Mama."

„Du wirst mich wohl noch zur Verzweiflung bringen mit Deinem Arnold, unverbesserliches Geschöpf. Ich verbiete Dir auf das Bestimmteste, diesen Namen künftig wieder zu nennen: es muß — was giebt es denn?" unterbrach die Kommerzienräthin ihre Rede an die Tochter, da in diesem Augenblicke das Dienstmädchen mit einer Karte hereintrat.

„Diese Dame wünscht die Hausfrau zu sprechen."

Die Kommerzienräthin warf einen raschen Blick auf die ihr dargereichte Karte und rief erfreut aus: „Ah, denke Dir, Adolf, Frau Steinmetz; das ist ja ein seltener Besuch. Ich lasse recht sehr bitten."

Aber der Kommerzienrath schien die Freude seiner Frau über den Besuch gar nicht zu theilen, er sah ganz entsetzt darein und beeilte sich zu sagen: „Was — die Steinmetz — ja, die willst Du doch nicht empfangen?"

„Nicht empfangen?" gab Frau Streumüller erstaunt zurück. „Warum denn nicht?"

„Nun weil — weil — ich sagte Dir doch, daß ihre Kinder krank sind. An der Halsbräune, an — ich weiß nicht was. Ich bitte Dich, laß Dich verleugnen."

„Was fällt Dir ein! Von der Krankheit ihrer Kinder hast Du mir kein Wort gesagt. Wird wohl nicht schlimm sein. Wenn es gefährlich wäre, hätte Steinmetz gestern keine Herrengesellschaft gegeben."

„Aber Fanny, dieser Besuch —"

„Nun was ist? Was hast Du denn? Du thust ja, als wenn es Dir sehr unangenehm wäre, daß Frau Steinmetz uns besucht. Franziska, lassen Sie die Dame eintreten. Eugenie, so höre doch auf, in so entsetzlicher Weise das Klavier zu bearbeiten, man bekommt ja Kopfschmerzen. Ah, meine liebe Frau Steinmetz," fuhr die Kommerzienräthin fort, aufstehend und der eintretenden Dame entgegengehend. „Das ist schön, daß Sie an uns denken. Wie geht es Ihnen und den lieben Ihrigen? Ich habe mit Bedauern —"

„Ach ja, es ist recht schön von Ihnen, daß Sie uns einmal besuchen," fiel Herr Streumüller rasch seiner Gattin in die Rede. „Sie bringen uns recht schönes Wetter mit, gnädige Frau!"

Frau Steinmetz reichte Eugenien die Hand und antwortete der Räthin: „Bei den Kindern, liebe Freundin, ist man nicht so Herrin seiner Zeit, wie Sie es sind, und mein Mann ist etwas unselbständig. Alles muß ich für ihn besorgen. Jetzt aber, wo mein Mann —"

„Nein, wie vortrefflich Sie aussehen, gnädige Frau," so schnitt Streumüller dem Gaste wiederum das Wort ab; „Sie müssen sich glücklicherweise bei einer ausgezeichneten Gesundheit befinden."

„Danke, Herr Rath, ja, es befindet sich Alles bei uns im besten Wohlsein."

„Aber Ihre Kinder?" fragte die Kommerzienräthin. „Ich habe leider gehört —"

„Was gehört, liebe Räthin?"

„Nun, daß sie erkrankt waren. Also hat die Sache nichts auf sich gehabt. Nun, das ist ja recht erfreulich. Man kann mit den Kindern freilich nicht genug vorsichtig sein."

Der Kommerzienrath rückte unruhig auf seinem Sitze umher. während Frau Steinmetz entgegnete: „Krank? Meine Kinder? Wer hat Ihnen das gesagt? Sie befinden sich Gott Lob sehr wohl."

„So, nun das freut mich um so mehr. Aber Du sagtest doch, Adolf —"

Der Kommerzienrath spielte verlegen mit seiner Uhrkette. „Nun ja, ich glaubte gehört zu haben, das heißt, es war die Rede davon, daß — ganz recht, ich erinnere mich jetzt, neulich auf der Straße einen Bekannten des Herrn Steinmetz gesprochen zu haben, der mir so etwas erzählte. Da ist wohl eine Verwechslung im Spiele gewesen. Also es ist Alles bei Ihnen gesund, das freut uns ungemein. Sie wohnen auch in einer recht gesunden Gegend, Sie haben die Luft vom Parke her aus erster Hand. Beiläufig bemerkt, Sie wollten Ihre Wohnung vergrößern, war es nicht so?"

„Ja, es wird wohl nichts übrig bleiben; die Kinder wachsen heran und wir werden unser Fremdenzimmer für unseren älteren Sohn einrichten müssen. Aber das ist eine Frage, die bis zur Rückkehr meines Mannes ruht."

„Ihr Mann verreist und ohne Sie?“ fragte die Kommerzienräthin. Streumüller ließ dem Gaste aber nicht Zeit zu antworten sondern rief:

„Haben Sie schon die neue Oper gehört, gnädige Frau? Das ist etwas für Sie, eine Musik, wie sie Ihnen gefällt. Und wie vortrefflich sie aufgeführt wird. Dazu ist die Ausstattung ganz neu.“

„In der That, Herr Rath, ich habe viel Gutes darüber gehört. Aber ich besuche das Theater nicht in Abwesenheit meines Mannes.“

„In Abwesenheit Ihres Mannes?“ fragte die Kommerzienräthin. „War Herr Steinmetz verreist?“

Streumüller öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber es fiel ihm nicht schnell genug etwas ein, um es zu verhindern, daß Frau Steinmetz auf die Frage seiner Frau antwortete: „Ja, er ist schon seit vierzehn Tagen in Baden-Baden; Sie sehen eine Strohwittwe vor sich.“

Der Kommerzienrath saß wie versteinert in seinem Fauteuil und blickte mit weit aufgerissenen Augen Frau Steinmetz erschrocken an, während seine Frau im höchsten Erstaunen zu der Freundin sagte:

„Das ist ja doch nicht möglich. Ihr Mann hat ja doch erst gestern Gesellschaft bei sich gesehen!“

Der Kommerzienrath zermarterte seinen Kopf, irgend einen Gedanken zu finden, mit dem er dem Gespräch eine andere Wendung hätte geben können; aber die Aeußerung der Frau Steinmetz hatte ihn so erschreckt, daß er keinen Ausweg fand und so geschah es, daß Frau Steinmetz antwortete:

„Sie scherzen, liebe Freundin! Wer hat Ihnen denn so etwas gesagt? Mein Mann ist, wie gesagt, seit vierzehn Tagen abwesend und in dieser Zeit ist keine Gesellschaft in meinem Hause gewesen.“

„Aber das ist ja ein Räthsel,“ rief Frau Streumüller aus, „mein Mann war doch gestern Abend bei dem Ihrigen. Adolf,“ wandte sie sich an ihren Gatten, „ja, Adolf, was machst Du denn für ein Gesicht? Rede, erkläre doch!“

Der Kommerzienrath saß ganz gebrochen da in seinem Sessel und sah mit dem Ausdrucke der völligen Rathlosigkeit im Zimmer umher. Kein rettender Gedanke in dem Augenblicke, in dem er sich von der gestrengen Gattin, und noch dazu Angesichts einer fremden Dame auf einer Lüge ertappt sah.

„Ja, liebes Kind,“ versuchte er zu erklären, ohne eine Idee davon zu haben, was er eigentlich erklären wollte, „siehst Du, allerdings, es hat schon seine Richtigkeit damit, ich wollte in der That, nämlich ich konnte nicht umhin“ — er sah keine Möglichkeit, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, die so unerwartet über ihn gefallen war. Dabei fuhr er mit dem Taschentuche über die erhitzte Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

# Mariano Lapuente.

## Der Anarchist.

Von José de Campos.

Aus dem Französischen von Max Spanier.

(Nachdruck verboten.)

In der zweiten Etage eines Hauses der „Calle de Lavapies“, dicht am Platze gleichen Namens und der „Calle de l'Ave Maria,“ „Barrio de las Manolas und „de las Chulas“ in Madrid, einer Gegend, die ungefähr dem Viertel „la Valette“ in Paris gleicht, befanden sich drei Männer, die daselbst mit einander sprachen, jedoch mit gedämpfter Stimme, aus Furcht, belauscht oder gehört zu werden.

Das Zimmer schien unbewohnt zu sein, wenigstens nach der Ausstattung zu schließen, die nur aus einem Tisch und einem halben Dutzend Stühlen bestand, sonstige Gegenstände fanden sich nicht vor. Auf dem Tische bemerkte man nur noch ein Tintenfaß und etwas Papier.

„Niemand vermuthet etwas,“ sagte einer von den drei Männern.

„Es ist mir nichts angezeigt worden, und Ihr wißt, daß unsere Agenten ebenso, wenn nicht noch besser sind, wie diejenigen der „bourgeois““.

„Auch der Platz ist gut gewählt.“

„Seid unbesorgt, die Ankunft unserer Genossen wird keinerlei Verdacht erregen.“

„Nein, als ich die Wohnung bezog und für einen Monat die Miethe voraus bezahlte, sagte ich, daß ich aus Galizien angekommen wäre, und daß ich mich hier in Madrid in zwei Tagen verheirathen will und natürlich zum letzten Male einige meiner Freunde wiedersehen wolle.“

„Natürlich, um dem Junggesellenleben Lebewohl zu sagen.“

„Morgen aber machen wir uns bestimmt aus dem Staube, ohne gesehen, noch erkannt zu sein.“

„Die „bourgeois“, diese Hunde, sind sehr wachsam, besonders seit der Ermordung des Präsidenten der französischen Republik.“

„Wir sind aber jetzt auch mißtrauischer; auch Spanien soll und wird seinen Caserio haben.“

Wie schade, daß man neulich die Regentin und den jungen König verfehlt hat.“

„Ja, als der Hof letzten Sonnabend vom Retiro zurückkehrte, da hat er, um ins Schloß zu gelangen, seinen Weg über die „Calle de Preciados“ genommen, anstatt über die „Calle d'Arenal“, wo die Unserigen ihn am Platze Isabellas II. erwarteten.“

„Mir wenigstens thut es nicht leid, daß die Sache mißlang, denn es widerstrebt mir, mich an einer Frau, die thatsächlich eine ausgezeichnete Person ist, und an einem unschuldigen Kinde zu vergreifen.“

„Das ist wahr, wir haben ja aber noch andere Leute zu fürchten.“

„Auch der Anschlag auf Martinez de Campos mißlang.“

„Der Marschall war zu sehr umringt, als er im Senat seinen Bericht über die Bewegungen in Melilla verlas; man kann sich ihm nicht nähern, denn außer den getroffenen Vorsichtsmaßregeln im Innern, stehen auch noch zwei Soldaten Tag und Nacht vor seinem Hause Wache.“

„Der Teufelsmensch riecht Lunte; man weiß Abends noch nie, was er am nächsten Tage unternehmen will, und wenn man ihn in Madrid glaubt, dann ist er hundert Meilen weg.“

„Er hat auch allen Grund mißtrauisch zu sein.“

„Und Sagasta?“ . . .

„Trotz des Postens, der auch an seinem Hause Wache steht, haben wir doch die unserigen an der Ecke der „Calle d'Arenal“ aufgestellt, da wir glaubten, daß er sich nach Hause begeben würde! . . . aber er ist im Amtsgebäude der „Calle d'Alcala“ geblieben, wo, wie Ihr wißt, die Gendarmen am Thore stehen und das Innere bewachen. Aber morgen soll er uns nicht entgehen; das executif comité hat mit rother Tinte seinen Tod beschlossen, und er wird sterben, wenn er nicht etwa vorher wieder einmal demissionirt.“

Allmählich fanden sich in kurzen Zwischenräumen etwa zwanzig Männer in dem Zimmer ein, wo die drei Unbekannten soeben ihre erwähnten Vorschläge gemacht haben.

„Nichts verdächtiges?“ fragte derjenige, welcher der Anführer zu sein schien, denjenigen, welcher zuletzt, fünf Minuten später, als alle anderen, ankam.

„Nichts!“

„Gut, sind wir für alle Fälle bewaffnet?“

„Alle“ wiederholten mehrere Stimmen.

„Ist jeder auf seinem Posten?“

„An allen Straßenecken befindet sich einer der Unsrigen, welcher im Nothfalle ein Zeichen geben wird.“

„Wir dürfen also keine Zeit verlieren, Genossen, und wir haben auch keine unnützen Reden zu halten, da ja doch alle von demselben Antrieb durchdrungen sind und jeder seine Pflicht kennt. Wir wollen deshalb zur Auslosung schreiten und einer für alle und alle für einen!“

„Alle für einen!“ schrien sie alle, und hoben die Arme in die Höhe als Zeichen des Eides.

Hierauf schnitt man soviel Streifen weißen Papiers, als sie Genossen waren, und nachdem man auf einen Streifen den Namen des spanischen Ministerpräsidenten mit großen Buchstaben geschrieben hatte, wurden alle diese Papierstreifen in einen Hut geworfen. Der Präsident schüttelte denselben zwei bis dreimal und reichte ihn dann jedem der Anwesenden, der einen Streifen herausnahm.

Sobald in dem Hute nichts mehr übrig blieb, sagte er:

„Aufrollen!“

Eilig gehorchten alle, wie ein Mann.

„Ich bin es!“ sagte mit einem gewissen Pathos ein ganz schwarz gekleideter Mann im Alter von 30—35 Jahren, der vornehme Manieren besaß und im Allgemeinen auch sehr vornehm aussah.

Er war einer der drei zuerst Anwesenden. Eine unheimliche Bläße lag auf seinem Gesichte, als er vortrat und mit erregter Bewegung den Papierstreifen auf den Tisch legte. Das Papier enthielt nur die Worte „Tod Sagasta!“

„Don Mariano Lapuente ist der Rächer, den das Loos bestimmt hat,“ sagte der Präsident.

Alle Blicke richteten sich nach dem so bezeichneten Manne und Todtenstille herrschte für einige Augenblicke in dem Raume.

Die Augen auf ihren Genossen gerichtet, blieben alle wie gelähmt ohne ein Wort zu sprechen. War es Neid oder Mitleid? . . . Wer kann es sagen? . . .

Bei Fanatikern kann es wohl das Eine und das Andere sein.

„Ihr kennt also Eure Aufgabe,“ sagte ihm der Präsident, der zuerst das Schweigen brach.

„Ich kenne sie“, sagte der Unglückliche mit Sicherheit.

„Und Ihr kennt das Loos, das Euch erwartet, wenn Ihr sie nicht vollzieht.“

„Ich kenne auch das, es ist der Tod.“

„Der Tod ohne Gnade und Barmherzigkeit, überall wo Ihr sein werdet, wie es jeder Verräther und Ueberläufer verdient. Habt Ihr keine Bemerkung zu machen, Don Mariano?“

„Keine.“

„Seid Ihr bereit?“

„Vollständig, ich füge mich in mein Geschick.“

„Nun wohl, wenn Ihr so handeltet, wie Ihr es versprochen habt, so wird Euer Name der Nachwelt überliefert werden als der eines Befreiers; wenn Ihr aber zögert, so wird er dem Hasse und der öffentlichen Verachtung anheimfallen.“

„Ich verstehe.“

„Wißt Ihr, wo Ihr handeln sollt?“

„Ueberall, wo ich es kann; an der Thür der Deputirtenkammer.“

„So sei es; Genossen werden Dich beobachten.“

„Wohl um mich zu bewachen?“ sagte Mariano mit ironischem Lächeln.

„Und um Euch zu helfen und zu beschützen, wenn es nöthig sein sollte. Treffet nur richtig und rettet Euch hierauf.“

„Das liegt auch in meinem Interesse; ich werde mein möglichstes thun.“

„Braucht Ihr Geld, so hat das Komitee solches zu Eurer Verfügung.“

„Danke, ich brauche nichts.“

„Im Augenblick des Handelns gedenket Eurer Leiden und des Unglücks Eurer Genossen.“

„Ich werde daran denken.“

„Genossen,“ fügte der Präsident hinzu, „wir wollen den Senor Lapuente umarmen, möge das gute Recht und die Gerechtigkeit ihn begleiten und ihm helfen.“

Alle umarmten ihn.

„Möge man den Wein bringen, den ich herbefohlen habe, und lasset ihn uns auf den nahenden Triumph trinken!“

Nachdem man einige Gläser geleert hatte, trennte man sich der Reihe nach, wie sie gekommen waren.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen erhielt der Herzog von Tamames, Polizeipräsident von Madrid, folgenden Brief:

Madrid, 8. Juli 1894.

Herr Präsident!

Das Loos hat mich bestimmt, am kommenden Morgen, den 9. d. Mts. den Ministerpräsidenten Don Praxedes M. Sagasta zu tödten, den das Executif-Comité dem Tode geweiht hat.

Ich verfolge ein Ziel und diene einer Sache, die ich in einem Kampfe mit gleichen Waffen siegreich hervorgehen sehen möchte, aber nicht durch Mord.

Ich bin wohl Parteigänger, aber ich will nicht noch kann ich ein gemeiner Verbrecher sein, und wenn andere es sind, so mögen die es mit ihrem Gewissen vereinbaren, ich für meinen Theil bin es nicht.

Ich bitte Sie deshalb, mir die Mittel in die Hand zu geben, einem Verbrechen aus dem Wege zu gehen, dessen Ausführung mir bei Todesstrafe übertragen worden ist. Sie vertreten eine Partei, Herr Präsident, und ich diene einer anderen, wir handeln jeder nach unserer Meinung, gut oder schlecht, ohne damit einer unedlen That schuldig zu sein, und ohne unsere Hände mit dem Blute unseres Gleichen zu besudeln oder derjenigen, welche ebenso gehandelt hätten, wie wir handeln würden. Sieg ohne vorheriges Verbrechen, sei er mit Gewalt oder mit List erfochten, das ist mein Fall. Da ich ja in diesem Falle frei und offen zu Ihnen komme, so müssen auch Sie mir gegenüber eben so handeln, andernfalls sind Sie nicht der Vertreter der Gerechtigkeit und der Ordnung, wie Sie vorgeben. — Ich will weder ein Mörder sein, noch bin ich Denunciant oder gar ein Verräther; ich muß Ihnen jedoch sagen, Herr Präsident, daß es vergeblich sein würde, mich zu verhören oder auszufragen, sei es über irgend eine Sache oder über irgend eine Person. — Es handelt sich nur um mich. Ich weiß nichts mehr und ich werde keine Namen nennen. Sie werden nichts mehr erfahren, mag man auch mit mir thun, was man will. Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, wie ein Edelmann es in einem solchen Falle nicht verweigern darf. Ich kenne Ihre Redlichkeit und Treue, und ich vertraue mich Ihnen vollkommen an.

Morgen werde ich mich an der Deputirtenkammer aufstellen, und da ich mich unter denjenigen befinden werde, die die Repräsentanten der Nation zu hören wünschen, so wird mich niemand hindern näherzukommen. Ich werde in meiner Manteltasche den Dolch haben, der mir dazu dienen sollte, den Ministerpräsidenten zu treffen, sobald er eintreten, oder die Sitzung verlassen wird. —

Wenn Sie nicht sofort nach Empfang des Briefes die Angaben befolgen, die ich Ihnen jetzt geben will, so habe ich keine Aussicht, gerettet zu werden, denn dann muß ich die That vollbringen, und über kurz oder lang werde ich dann getödtet. Sobald ich die Schwelle des Sitzungssaales werde überschritten haben mit einer Nummer des „Libéral“ in der einen, und einem weißen Taschentuch in der anderen Hand so soll mich einer Ihrer Agenten in Civil bei meinem Ueberschreiten heftig anstoßen; ich werde ihm eine Bemerkung machen, er wird antworten, worauf ein Wortwechsel folgen wird. Einer der Wächter, die an der Thür stehen, soll uns dann beide auf die Wache bringen. Der Streich ist somit mißglückt, ohne daß jemand, außer mir und Ihnen, weiß, was da vorgehen sollte.

Herr Sagasta ist also gerettet, und ich — ich bin befreit von meinem Eide, der mir die Hände bindete, und mein Leben ist sicher vor dem Spruch jenes schrecklichen Gerichts.

Ich verlange nicht Belohnung noch bitte ich um Gnade, was ich thue, das thue ich für mich selbst, im Gegentheil, ich werde Ihnen Dank wissen, mir das Mittel erleichtert zu haben, das Verbrechen nicht zu begehen. Wenn ich nun dann erst einmal auf Wache bin, so werden Sie mich einige Stunden später wieder frei lassen, da doch das Vergehen in den Augen aller unbedeutend ist, wenn man jemanden schroff anfährt, wie ich es Ihrem Beamten gegenüber thun werde. Und bald darauf werde ich abreisen, — für immer in Freiheit, — nach dem Orte, den Sie mir gütigst anweisen wollen. Ich hoffe, daß Alles sich so ereignen wird, wie ich die Ehre habe, es Ihnen anzuzeigen, und daß Sie mir wohl den Dienst erweisen werden, um den ich Sie bitte, als Gegendienst für den, welchen ich Ihnen offen und ohne welches Interesse erweise.

Ich bin mit aller Achtung, Herr Präsident,

Ihr sehr ergebener Diener

Mariano Lapuente.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittag ereignete sich alles, wie es in dem Briefe angegeben war, den wir soeben gelesen haben.

Die sehr bewegte Kammersitzung dehnte sich gerade an diesem Tage bis zu einer sehr vorgerückten Stunde aus.

Am nächstfolgenden Tage verließen die Königin-Regentin, der junge König und die Infanten, sowie der gesammte Hofstaat die Hauptstadt Spaniens und begaben sich in die Bäder nach der entzückenden Küste von San Sebastian, und die beiden Kammern wurden am selben Tage unter lautem Beifall geschlossen, ohne daß jemand in Madrid eine Ahnung hatte von dem traurigen Drama, das für diesen Tag vorbereitet gewesen war.

Der Ministerpräsident Don Praxedes M. Sagasta versieht immer noch bei ausgezeichneter Gesundheit das schwierige Amt, mit dem man ihn betraut hat, das schreckliche Executif-Comité aber wurde ein Mal mehr in seinen Erwartungen getäuscht.

Wenn alle diejenigen, die mit dem Dolche bewaffnet sind, um mit demselben ihre eigenen Mitbrüder zu morden, dieselbe Vernunft und dieselben Gefühle besäßen, wie Mariano Lapuente, so würde es weniger Unheil zu beweinen geben, und die anarchistische Partei würde in die Reihen einer politischen Partei treten, anstatt, wie es mit Recht geschieht, als eine Mörderbande betrachtet zu werden.

Don Mariano Lapuente — denn wohl darf er sich des Titels „Don“ bedienen — von dem wir diese Erzählung haben, war Infanterie-Offizier, der aus der Kadettenanstalt zu Toledo hervorgegangen ist. Da er frühzeitig Waise wurde und keine Eltern besaß, die ihn leiteten, und da er kein anderes Vermögen besaß, als nur seinen Sold, so ließ er sich durch den Ehrgeiz nach Avancement blenden — wie er selbst sagt — und verließ sein Regiment, um sich mit dem General Villacampa der Sache des Don Manuel Zorilla anzuschließen, durch den er seine Wünsche befriedigt zu sehen hoffte. In seiner Verbannung, wo er jedoch im höchsten Grade mit allen Entbehrungen und mit der größten Schande zu kämpfen hatte, übermannte auch ihn die Muthlosigkeit, die sich aller Verzweifelten bemächtigt. Er dachte nicht mehr daran, daß er einst den Degen getragen hatte, und er sank so tief, daß er mit Leuten verkehrte, die er doch hätte meiden müssen, und die ihn dahin führten, wo wir ihn gefunden haben.

Aber seine würdigen Gefühle und das edle Herz, welches er besitzt, und das ihn noch immer nicht verlassen hat, läßt uns hoffen, daß er den unrechten Weg wieder verlassen wird, auf den er sich gewagt hatte.

Als Grande von Spanien, aus bester Familie, als vollendeter Edelmann und als einsichtsvoller und gemüthvoller Mann, wovon er alle Tage Beweise giebt, begriff der Herzog von Tamames, Polizeipräsident von Madrid, wohl, warum man ihn gebeten hatte, und er hielt sein Wort, auf das man rechnete. Aus seinen eigenen Mitteln unterstützte er den Anarchisten Mariano Lapuente, nachdem er ihn eingehend verhört hatte.

Mariano Lapuente schiffte sich nach Amerika ein, von wo er, hoffentlich geläutert, zurückkehren wird.

---

* **Ueber das Vermögen des Grafen von Paris** schreibt der Pariser „Figaro“: Der Akkord, den die intimsten Freunde des Prätendenten mit dem General Boulanger seiner Zeit geschlossen haben, ließ im Publikum die Frage über die Vermögensverhältnisse des Grafen auftauchen. Wie viel ungefähr wird sein Nachlaß betragen? Diese Frage kann außer den nächsten Verwandten Niemand beantworten, denn es schwebt das tiefste Geheimniß über den testamentarischen Dispositionen, die der Graf mit größter Sorgfalt getroffen hat. Uebrigens ist diese Frage vom „Golde der Orleans“, um mit dem Prinzen Jerome Napoleon zu sprechen, eine der am allerschwersten zu behandelnden. Der Graf von Paris hat natürlich seinen Antheil der 45 Millionen der „Restitution“ nach dem Kriege erhalten, aber die Prinzen waren 27 an der Zahl und so wurden diese 45 Millionen unter acht erbberechtigte Linien (darunter drei fremde) vertheilt. Auf den Grafen traf also ein geringer Antheil, der nach den übertriebensten Angaben sich auf sechs oder acht Millionen belaufen soll. Dagegen hinterließ ihm aber die Herzogin von Galliera 25 Millionen, frei von allen Abgaben. Auf ungefähr 40 Millionen kann man also das Erbe des Grafen von Paris schätzen, das unter seinen sechs Kindern zur Vertheilung gelangen soll, nach ihrer Mutter rechtlicher freier Verfügung darüber. Man sagt, daß der Herzog von Orleans als politisches Haupt der Familie natürlicher Weise bevorzugt werde: Er soll zu seiner sofortigen Verfügung eine Revenu von ungefähr 250000 Francs erhalten mit einer Pension von 100000 Francs jährlich, die ihm Vater und Mutter schon seit seinem Austritte aus Clairvaux gegeben haben. Dieselbe Pension von 100000 Francs wurde der Prinzessin Amélie, Königin von Portugal, bei ihrer Vermählung zugesprochen. Dem Herzog von Orleans, dem neuen Familienoberhaupt, wird auch noch außerdem das Schloß Eu zufallen. Das ausgedehnte Besitzthum von Villamaurique wird sein jüngerer Bruder erhalten, der Erbe der Titel des Herzogs von Montpensier. Dieser spanische Besitz, den der Graf von Paris mit Vorliebe beständig vergrößerte, umfaßt mehrere Tausend Hektare, die fast ausschließlich mit Eucalyptus bepflanzt sind. Was die herrschaftlichen Domänen von Eu und Tréport betrifft, so waren diese der Aufsicht eines Landwirthes von Profession anvertraut, der dort mit bestem Erfolg eine große Schafzucht unterhält. — Der Graf von Paris hatte seit seiner Rückkehr nach Frankreich bis zu seiner letzten Verbannung mehr als sechs Millionen ausgegeben, um das Schloß Eu und seine Dependancen einzurichten, zu unterhalten und zu vergrößern. Alle diese Summen gingen sozusagen verloren durch seine „Verbannung.“

---

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.